

Gerhard Oppel

Die wilden Glasmacher



Erzählung

Aus »Montagsdichters Erzählband« entnommen
eBook-Version

Impressum



Zur Beachtung! Nicht lektorierte Erzählung,
ein echter Leckerbissen für Erstleser!
Wo sonst dürfen Sie die jungfräuliche, unlektorierte Erst-
fassung lesen?
Der Erzählband ist in Vorbereitung.
Stand Februar 2007

Copyright

Auch durch das Herunterladen der Dateien von der Web-
site gehen weder das Eigentum an diesen Inhalten noch
die damit verbundenen Rechte am geistigen Eigentum
auf Sie über. Sie dürfen die Inhalte nur unentgeltlich zur
privaten Verwendung mit Quellenangabe weitergeben!
Die kostenpflichtige Verbreitung ist nur nach Vereinba-
rung mit dem Autor möglich!

Kontakt

<http://www.oppelweb.de>

Die wilden Glasmacher

»Früher war der Hang noch eine Schafweide«, sagte der rüstige Achtziger neben mir. Wir lehnten mit aufgestützten Armen an der Balkonbrüstung und blickten hinunter ins Urdonautal.

Stünden jetzt nicht die Häuser dort, welche in den letzten Jahrzehnten den Südhang erobert hatten, samt Bäumen und Gebüsch, könnte man von hier die längst stillgelegte Glashütte sehen, in der Rudolf sein Leben lang gearbeitet hatte.

»Ich war eigentlich ein Außenseiter«, meinte der spitzbübisch, »weil ich nicht so viel Bier gesoffen habe wie die Kollegen, sondern nur meinen Tee: Pfefferminze – Malve – Schwarztee – ganz egal welcher, aber täglich in großer Menge!«

Mit seinen einundachtzig Jahren strotzt dieser Mann von Vitalität und Gesundheit und ich erwäge insgeheim, meinen vergleichsweise bescheidenen Bierkonsum auf Tee umzustellen.

Etwas ungewöhnlich mag es sein, wenn *die Moral von der Geschichte* nicht am Ende, sondern gleich zu Anfang gepredigt wird; aber so wird das wenigstens nicht vergessen ... Sie lautet: Wer viel sauft und raucht, sich nicht um hohes Alter kümmern braucht.

Wie wahr! Von Rudolfs trinkfesten Arbeitskollegen lebt schon lange keiner mehr.

»Wie viel wir vor den Feuerlöchern in der Gluthitze getrunken haben?«, wiederholte Rudolf genüsslich meine Frage.

»Gesoffen haben wir! Ohne zu schlucken – es lief von alleine durch die Gurgel! Diese Technik ist schnell gelernt, wenn einer zum Kampftrinker aufsteigt. Unter zwanzig Flaschen Bier während der Arbeitszeit ging kaum ein Glasbläser nach Hause. Etliche blieben dann feierabends in der schräg gegenüberliegenden Eckgaststätte hängen und versoffen ihren letzten Pfennig. Und wenn der Pichler nicht zur Arbeit gekommen war, hat man mich losgeschickt, um ihn zu holen. Der schnarchte mal wieder auf der Ofenbank in der düsteren Gaststätte, aber Respekt – wachgerüttelt, war er willig und sogleich wieder einsatzbereit, zwar ungewaschen, unrasiert, doch so was fiel ja nicht auf, in unsrer rußigen Hütte«.

Überhaupt sei das liebe Geld immer ein großes Problem der Trinker gewesen. Die an Kummer gewöhnten Frauen ließen deshalb regelmäßig beim Kramer anschreiben und bezahlt wurde nur einmal am Zahltag, gleich aus der Lohntüte heraus. Selbst beim Kartenspiel zeigte sich, wie Geld den Charakter verdarb. Rudolf nannte ein Beispiel: Zu viert wollte man karteln. Der bauernschlaue Xaver nahm sich seine drei Mitspieler insgeheim nacheinander vor, ehe man sich an den arg strapazierten Stammtisch setzte. Jedem hatte er das gleiche Geschäft vorgeschlagen: Sie sollten sein Falschspiel übersehen, denn wenn er dadurch gewänne, wolle er den Gewinn redlich teilen. Das hatte er allen Dreien versprochen. So kommod abgesichert, ging es endlich zur Sache und der Xaver zog den Arbeitskollegen regelrecht das Fell über die Ohren, die das gutgläubig und mit listigem Augenblinzeln geschehen ließen. Xaver strich wortkarg seinen Reibach ein und ging früher als gewohnt nach Hause.

Tags darauf fanden einige Vieraugengespräche statt, um die ein widerstrebender Xaver diskret aber nachdrücklich von seinen Mitspielern gebeten wurde. Schließlich aber sagte Xaver jedem Einzelnen grob, ohne große Umschweife:

»Ach, leck mich doch am Arsch!« Ging rasch weg und ließ den verduztten Kompagnon mit offenem Mund wie angewurzelt zurück.

Noch viel lukrativere Quellen zapften gelegentlich Glasmacher an, welche sich auf Wanderschaft befanden und aus Thüringen und Sachsen stammten. Sie meldeten sich zur Arbeit, ließen sich allerdings einen Vorschuss auszahlen, mit dem sie kurz darauf auf Nimmerwiedersehen verschwunden waren.

In der Glashütte sei der Meister wie ein Gott für seine Gesellen gewesen, erinnerte sich Rudolf. Der Meister bestimmte, wo es lang ging, duldete keine Widerrede und ihm war es auch freigestellt, wie er das vom Lohnbüro überlassene Geld an sich und seine Untergebenen verteilte. Es geschah nach Gutdünken, je nach Stimmungslage und Eigenbedarf.

Wenn der Meister aber befahl, jemand solle eine Kanne Bier holen, rannten immer gleich mehrere auf die Blechgießkanne zu, um der Ehre zu genügen. Es war die gleiche Gießkanne, mit der auch die erhitzten Glasformen mit Gezische und unter dichtem Wasserdampf abgekühlt wurden – mit Wasser allerdings! Das Bier holten die Gesellen also gießkannenweise aus der Kantine. Der Meister richtete dann den Auslauf auf seine Brust und verschaffte sich eine kurze kühlende äußere Anwendung, der sich ein schluckloses Einfüllen durch seinen Mund

anschluss. Umringt von durstigen Gesellen machte das Arbeitsgerät schließlich die Runde, welche niemals wiederholt werden musste, eher so endete, dass mancher schon beim ersten Durchlauf leer ausging.

Rudolf hatte mein ungläubiges Gesicht bemerkt und gleich eins draufgesattelt.

»Der Biergirgl hat mich einmal nach Gammersfeld zum Essen eingeladen; dabei war noch der Martl«, erzählte er. Weil Girgl die Köchin in der Wirtschaft gut kannte, versprach er seinen Gästen ein gutes und reichliches Mittagessen. Man hatte sich um halb zehn verabredet und Girgl kam pünktlich mit seinem Auto vorbei und brachte die beiden in die Wirtschaft, rechtzeitig zum Frühschoppen. Rudolf hob seine Stimme:

»Bis zum Mittagessen hatte, der Girgl und der Martl, jeder seine fünfzehn Halbe Weißbier getrunken! Und nach dem Essen, vielleicht um drei, standen beim Biergirgl 26 Striche und beim Martl sogar 28 Striche rundum auf dem Bierdeckel!«

Als die Runde schließlich aufbrach, entschloss man sich aus polizeilichen Gründen, statt die Teerstraße, lieber auf einen abschüssigen Waldweg hinunter in den Ort zu fahren. Rudolf, der seinerzeit noch keinen Führerschein besaß, erhielt jetzt vom Fahrer Girgl eine kantige Sicherheitseinweisung. Biergirgl fasste resolut nach der Hand seines Beifahrers und drückte sie fest auf den Handbremshebel.

»Lass den nicht los – verstehst! – und so musst du ganz fest anziehen, wenn ich was falsch mache ...«, dabei riss er den Hebel samt umklammerter Beifahrerhand schmerzhaft nach oben. Im Schrittempo wären sie den

steinigen Weg nach unten gehoppelt und als der blaue Girgl auf die Bundesstraße zusteuerte, zog sein nüchterner Schutzengel die Notbremse. Nach einem lautstarken Disput mit den Trunkenbolden ließen sie endlich das Auto einfach im Wiesengrund stehen und begaben sich zu Fuß auf den restlichen, nicht sehr weiten Nachhauseweg. Als Martls Weg sich aber getrennt hatte, sei Biergirgl stocknährisch geworden:

»Der Sauhammel hat mich doch glatt unter den Tisch gesoffen – achtundzwanzig Halbe hat Martl g'schluckt! Ich hab's einfach nicht mehr g'schafft – nicht mehr packt ... verstehst, Rudolf – ich hab's einfach nicht mehr packt!«, fügte er weinerlich nach einem herzhaften Rülpsen hinzu, während er es den Hunden gleichtat und ein Hauseck wässerte.

Sein Auto holte Biergirgl ab, als er wieder nüchterner war, am nächsten Tag.

»Du lieber Himmel, das waren aber bunte Vögel, in eurer Glasfabrik«, musste ich zugeben.

»Und wilde Hunde dazu!«, meinte Rudolf ernsthaft.

»Der Kroner Sepp war so einer. Der hat sich nämlich ein schönes Stück geleistet ...«!

Monatelang hatte sich beim Sepp der Frust über seinen Vorarbeiter, dem Hermann, gestaut. Die beiden gingen wie Hund und Katz miteinander um. Der Hermann hatte den jähzornigen Sepp so richtig auf dem Kick; rein gar nichts konnte der ihm recht machen. Und wenn der Sepp eins in der Krone hatte, prophezeite er wiederholt seinen Kollegen, dem Hermann werde er noch einmal zum Krüppel machen, ihm den Finger abbeißen, dem verdammten Hundling! Des Trinkers Rede indes vergeht wie

sein Rausch, deswegen nahm man solche Sprüche nicht ganz ernst.

Als einige Tage später die Polizei in den Hof der Glasfabrik einfuhr und dann verschiedentlich Verhörungen vor Ort anstellte, kam ans Tageslicht, was im Dunkel der Nacht geschehen war.

Der Kroner Sepp hatte sich wieder mal einen angetrunken und seine Rachegeleüste gegen den Vorarbeiter geschürt. Dabei hatte er orakelt, dass die Zeit nahe sei, die Stunde bald geschlagen hätte und er deshalb jetzt heim ins Bett gehen müsse. Tatsächlich begab er sich aber mit all seiner angestauten Aggressivität auf den Heimweg seines Vorarbeiters, welcher etwas außerhalb der Ortschaft wohnte, um ihn aufzulauern. Hinter einem der letzten Anwesen des Ortes wartete er in stockfinsterner Nacht geduldig auf sein Opfer. Als sich schließlich die schwankende Gestalt näherte, sprang der Sepp aus dem Hinterhalt hervor und wortlos, mit seiner ganzen Kraft, bemächtigte er sich der Person, zog deren Arm an sich und biss gewalttätig einen Finger ab. Ein gellender Aufschrei durchschnitt die nächtliche Ruhe und eine flüchtende Gestalt verschwand unerkant im Schutze der Dunkelheit.

Wie später der Kroner Sepp erzählte, hatte er bei seiner Flucht den blutigen Finger noch im Mund und erst als er sich in Sicherheit wähnte, steckte er seine Beute erleichtert in die Brusttasche seines Sakkos, als wäre es eine geschnorrte Zigarre. Befriedigt sei er dann nach Hause geschwankt. Am nächsten Morgen nahm der Kroner Sepp wieder seine Arbeit auf, als sei nichts geschehen. Doch als er aber seinen Vorarbeiter erblickte, erzählte

man, wäre der Sepp plötzlich kreidebleich geworden und habe herumgestottert, was sonst nicht seine Art war.

»Wem habe ich dann den Finger abgebissen?«, wird sich der tollwütige Sepp irritiert gefragt haben, denn Hermann war wie gewohnt herrisch munter und seine Hände waren komplett. Doch wer seinen Zeigefinger vermisste, wusste inzwischen fast ein jeder, nur nicht der Kroner Sepp mit seinen Kollegen vor den Feuerlöchern.

»Kasper, den Briefträger, hat heute Nacht ein Verrückter den Finger abgebissen«, lief es wie ein Lauffeuer von Ohr zu Ohr. Noch bevor Kasper Anzeige bei der Polizei erstattete, nahm man dort schon einige belastende Anzeigen zu Protokoll – Sprüche, welche einige Frauen von ihren Männern aufgeschnappt hatten, dass nämlich ein Glasmacher seinen Vorarbeiter einen Finger abbeißen wollte ...

Finger ist Finger, wird sich der Polizist gedacht haben; schau'n wir eben mal nach, in der Glashütte. Der blasse Kroner Sepp zeigte sich kooperativ und holte schließlich sogar den Postler-Finger aus dem blutfleckigen Sakko, das in seinem Blechschrank hing.

